

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 240.

Donnerstag, 14. Oktober.

1915.

(14. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Esser.

10.

S. M. S. „Grille“ ankerte wieder auf der Moebe von Schanghai. Es herrschte sonntägliche Ruhe an Bord, die Offiziere und ein Teil der Mannschaft waren beurlaubt und nach der Stadt gefahren; nur die Wache und der wachhabende Offizier befanden sich an Deck. Im Vorkastell sah die Wache beisammen, soweit die Mannschaft nicht auf Posten standen, plauderte und schickte wohl ab und an einen sehnsüchtigen Blick zur Stadt hinüber, die sich panoramaartig am Strande aufbaute. Nun, man blieb ja nicht nur einen Tag hier liegen und hatte noch genug Gelegenheit, die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu genießen.

Auf dem Achterdeck schritt der wachhabende Offizier auf und ab. Er gähnte zuweilen, es war aber auch heralich langweilig, es gab nichts zu tun und nichts zu befehlen, es ging alles seinen geordneten Lauf. Der Wachhabende war daher froh, als ein anderer Offizier zu ihm trat.

„Na, Gaidebrant“, fragte er, „nicht an Land?“

„Ich hatte keine Lust“, entgegnete Gorst. „Ich mußte noch einige Briefe schreiben.“

„Sie haben Nachrichten aus der Heimat erhalten, nicht wahr?“

„Ja . . . von meiner Mutter . . .“

„Seien Sie froh, daß Sie noch eine Mutter haben“, sagte der um mehrere Jahre ältere Offizier, indem sein Blick mit ernstem Ausdruck über die weite Wasserfläche schweifte. „Meine Eltern sind schon lange tot. Hoffentlich haben Sie gute Nachrichten erhalten.“

„Ja . . . ich danke . . . doch Sie entschuldigen, ich möchte gern an Land, um die Briefe zu besorgen . . .“

Der Wachhabende lächelte.

„Und dabei einen Besuch in der Villa Schuhmacher abstoßen“, sagte er neckend. „Na, ich verdanke 's Ihnen nicht — Fräulein Schuhmacher ist eine reizende junge Dame . . .“

„Sie irren sich“, erwiderte Gorst. „Herr und Fräulein Schuhmacher sind nicht in Schanghai.“

„Doch nicht abgereist?“

„Nein, sie machen einen Ausflug nach einer Faktorei der Firma bei Tschang, wie mir die Dienerschaft sagte.“

„Ich finde es sehr mutig von der jungen Dame, sich unter den unsicheren Verhältnissen in das Innere zu begeben. — Doch Ihr Boot liegt bereit, lieber Gaidebrant.“

Gorst stieg den Gallreep hinunter in das Boot, das, von vier kräftigen Matrosen bedient, nach dem Kai des Hafens auslog. Gorsts Blick schweifte ernst und gedankenvoll zu der Stadt hinüber, die sich im Halbkreis um den eigentlichen Hafen zog und mit seinen eleganten Willen die landeinwärts liegenden Berge hinaufkletterte. Eine breite, schöne Straße zog sich zwischen den Villen nach dem Vorort Sikow hin, wo sich die Sternwarte und Wetterstation befanden, die die Jesuiten dort angelegt hatten. Auch die ausgedehnten Gärten der katholischen und evangelischen Missionen und Waisenhäuser erhoben sich hier, eingebettet in das Grün der Wälder.

Hier lag auch die Villa Schuhmacher, in der Gorst einige schöne Abende verbracht hatte und an die sich die Hoffnungen seines liebenden Herzens knüpften.

Das war nun vorüber, diese Hoffnungen waren vernichtet, und seine eigene Mutter war es gewesen, deren Brief alle seine frohen und zärtlichen Hoffnungen zerstört hatte. In Tsingtau hatte er diesen Brief erhalten, der ihm das Herz so schwer gemacht hatte.

Zum Schluß dieses Briefes, der ihm alle Neuigkeiten aus der Heimat mitteilte, hieß es:

„Noch eines möchte ich Dir sagen, mein lieber Sohn, und ich hoffe, Du wirst die Berechtigung meiner Worte einsehen. Wie Du durch den Brief Weras erfahren haben wirst, hat Käthe Schuhmacher ihren Bruder nach Schanghai begleitet. Da Du nun, wie Du schreibst, auch Schanghai anlaufen werdest, so ist es nicht ausgeschlossen, daß Du Käthe Schuhmacher wiedersehst. Ich habe es wohl bemerkt, mein lieber Junge, daß die Schönheit Käthes Eindruck auf Dein Herz gemacht hat; ich habe kein Wort darüber geäußert, da mir dieser Firt ungeschäfllich erschien, bis mich Herr von Reithardt darüber aufklärte, daß dieser Eindruck doch wohl tiefer gewesen ist, als ich annahm. Herr von Reithardt selbst war ja regelrecht verliebt in das Mädchen, um dessen Hand er sogar anhalten wollte. Weshalb es nicht geschah, brauche ich Dir, der Du den Stolz Reithardts auf seine alte Familie kennst, wohl nicht zu sagen. Bei Dir liegen die Verhältnisse nicht anders, mein Sohn, nur bist Du nicht in der günstigen Lage wie Herr von Reithardt, über ein großes Vermögen zu verfügen und in voller Selbstständigkeit dazustehen. Wenn ich mich auch mit der Tatsache abfinden könnte und wollte, daß Du ein Mädchen aus einfach bürgerlicher Familie heiratest, so sehe ich doch keine Möglichkeit, wie Du es in Deiner Stellung möglich machen könntest. Wie Du weißt, ist Radowitz Majorat und fällt an Deinen älteren Bruder; nennenswertes bares Vermögen, das Dir zufallen könnte, besitzen wir nicht, ich wäre also außerstande, Dir den nötigen Zuschuß zu einer Heirat mit einem unvermögenden Mädchen zu geben. Als Offizier brauchst Du ein ziemlich bedeutendes Kapital als Kaution, diese Dir zur Verfügung zu stellen, bin ich nicht in der Lage, und Deine Laufbahn wirst Du doch wohl nicht aufgeben wollen. Ich wünschte auch nicht, was Du sonst anfangen wolltest. Ich bitte Dich also, mein lieber Sohn, vorsichtig in dem Umgange mit Fräulein Schuhmacher, die ich sonst ihrer trefflichen Eigenschaften wegen sehr schätze, zu sein und Dich durch Deine Neigung nicht etwa bestimmen zu lassen, bindende Verpflichtungen einzugehen. Ich muß Dir auch noch mitteilen, daß Herr von Reithardt von der Liebe Fräulein Schuhmachers zu ihm überzeugt ist und nach meinen Beobachtungen auch wohl zu dieser Überzeugung berechtigt ist. Am besten ist es daher, Du vermeidest den Umgang ganz oder hältst ihn, wenn Du ihn nicht umgehen kannst, in den zu nichts verpflichtenden gesellschaftlichen Formen. Von Herrn von Reithardt haben wir lange nichts gehört; er befindet sich auf

Reisen, vor Wochen erhielten wir eine Karte von ihm aus Kairo . . .

Wie eifriger Reif auf Frühlingsblüten waren diese Worte der Mutter auf die Hoffnungen Horsts gefallen. Die Liebe vermochten sie in seinem Herzen nicht zu ersticken, aber die Blüten hatten sie geknickt und ihn ernst und traurig gemacht. Mit einer gewissen Erleichterung fast vernahm er bei seiner Rückkehr nach Schanghai, daß Kätke nach dem Innern abgereist sei; er fürchtete fast ein Wiedersehen und hoffte, daß sein Schiff Schanghai von neuem verlassen haben würde, wenn Kätke zurückkehrte.

Was sollte, was konnte es nützen, wenn er den Stachel immer tiefer in sein Herz drückte? Jetzt verstand er auch, weshalb sie seine Werbung stets zurückgewiesen, weshalb sie ihm verboten hatte, von seiner Liebe zu sprechen. Ein bitteres Lächeln umspielte seinen Mund; ein Herr von Meithardt, der Besitzer von Schloss Neuhaus, war eine bessere Partie als der arme, abhängige Marine-Offizier. Er hatte es längst geahnt, und die Worte seiner Mutter bestärkten ihn nur in seinem Mißtrauen. Kätke war eben wie alle anderen Mädchen; mit ihm, dem jungen, flotten Offizier, ein zeitvertreibender, angenehmer und ernsthafter Flirt, aber mit dem selbständigen, reichen Mann ein ernstes Verhältnis, das die Zukunft ihres Lebens sicherstellte.

Als Horst den Kai entlang wanderte, sah er Kapitän Sanders eilig auf sich zukommen.

„Gut, daß ich Sie treffe, Haidebrint“, sagte er. „Sie müssen sofort zu einer Expedition in das Innere aufbrechen . . .“

Horst sah den Vorgesetzten überrascht an.

„Ja, lassen Sie sich erklären“, fuhr dieser fort. „Ich erhalte da eben ein Telegramm aus Hankau, daß in Schichang Unruhen ausgebrochen sind. Dort befindet sich eine Faktorei der Firma Petersen und Sohn und eine deutsche Missionsstation. Die Faktorei soll schon zerstört sein und die Mission ist stark bedroht. Wir müssen unseren Landsleuten unbedingt zu Hilfe kommen, an den Gouverneur von Hankau ist telegraphiert worden, aber der Herr trauere diesen Mandarinen, die unmöglich unter einer Decke mit den Rebellen stecken; ich habe mich deshalb entschlossen, unsere Barkasse nach Schichang zu schicken, da ich mit dem Kanonenboot selbst nicht dorthin gelangen kann.“

Horst war bei den Worten des Kapitäns erbläst.

„Hat Herr Schuhmacher telegraphiert?“ fragte er.

„Nein“, entgegnete der Kapitän. „Der Maschinist seines Motorbootes, der sich nach Hankau gerettet hat. Herr Schuhmacher und seine Schwester befinden sich in der Mission . . . das arme Mädchen tut mir leid! Welche Unvorsichtigkeit, sie dieser Gefahr auszuweichen. Doch kommen Sie — ich bedauere, Ihren Urlaub unterbrechen zu müssen . . .“

Das Boot des Kapitäns erwartete die beiden Offiziere am Kai. Rasch erteilte der Kapitän seine Befehle und pfeilgeschwind flog das Boot der „Grille“ zu.

Horst saß in Gedanken versunken da. Unter anderen Umständen hätte er dieses Kommando mit Freude begrüßt; es war eine Abwechslung in dem einsörmigen Dienst am Bord und verlieh ihm eine gewisse Selbstständigkeit, nach der sich jeder junge Offizier sehnt. Und dann, er sollte Kätke wiedersehen, er sollte sie schützen und aus einer Gefahr erretten — welch schöne Aufgabe hätte ihm zuteil werden können? Aber jetzt — wie sollte er ihr entgegenreten? Würde er den unbesorgenen Ton der Freundschaft, der fortan zwischen ihnen herrschen mußte, ihr gegenüber treffen? Würde sie ihm nicht anmerken, daß er ein anderer geworden war? Daß sein ganzes Wesen, sein Denken und sein Fühlen sich geändert hatte? Sollte er den Kapitän nicht bitten, einen anderen Offizier mit diesem Kommando zu betrauen?

Doch nein — wie konnte er nur auf solchen Gedanken kommen? Wie konnte er nur so kleinmütig und so selbstjüchtig denken? Kätke befand sich in Gefahr, und er zögerte, ihr zu Hilfe zu eilen? Mußte nicht vor dem

Gedanken, daß sie sich in Gefahr befand, jede andere Rücksicht schweigen? War es nicht vor allem anderen seine Pflicht, ihr zu Hilfe zu eilen?

Und mit einem Male überfiel ihn eine heimliche Angst, daß er zu spät kommen könnte! Er kannte die fanatische Wildheit und Grausamkeit der chinesischen Empörer; allzu oft hatte er von Zerstörung christlicher Missionen und der Ermordung nicht nur der Missionare, sondern auch ihrer Familien gehört. Ja, nicht einmal die eigenen Landsleute, soweit sie Christen geworden, waren vor der Wut dieses fanatischen Böbels sicher; sie wurden auf das grausamste hingeschlachtet. Und die chinesischen Behörden zeigten sich oft machtlos diesen Ausbrüchen der Volkswut gegenüber; die chinesischen Soldaten fraternisierten häufig mit den Rebellen, dies hatte sich in den letzten Jahren nur zu oft gezeigt. Die neue republikanische Regierung aber hatte gerade unter den alten Beamten und Generalen der abgesetzten Mandschu-Dynastie viele Gegner, die die Reformen mit mißtrauischen Augen betrachteten. Sie ließen die Dinge gehen, wie sie wollten, und ehe sie eingriffen, war das Unglück meistens schon geschehen. Drum so rasch wie möglich nach dem Schauplatz der Unruhen!

Von innerer Unruhe getrieben sprang Horst auf und rief den Matrosen zu, die Riemens Kräftiger zu gebrauchen.

Ein leises Röcheln umspielte die Rippen des Kapitäns.

„Ich freue mich über Ihren Eifer, Haidebrint“, sagte er freundlich. „Ich glaube, ich hätte keinen besseren zum Führer dieser Expedition finden können. Sie sind ja wohl mit der Familie Schuhmacher befreundet?“

„Ja, Herr Kapitän . . .“

„Und Fräulein Schuhmacher ist Ihnen wohl sehr ans Herz gewachsen . . . oh Sie brauchen nicht rot zu werden! Fräulein Schuhmacher ist eine reizende junge Dame. Schade wär's, wenn wir . . . Doch da sind wir angelangt!“

Das Boot legte am Fallreep an, und der Kapitän stieg, von Horst gefolgt, an Bord. Der nachhabende Offizier melbete sich.

„Lassen Sie die Mannschaften antreten“, befahl der Kapitän. „Die Dampfbarkasse soll zu Wasser gelassen und benannt werden.“

Kommando-Worte ertönten, Pfeifensignale trillerten, die Mannschaften eilten an Deck, erstaunt, welche Vorfälle ihre sonntägliche Ruhe unterbrach. Dann wieder Kommandos und Pfeifensignale, Ketten rasselten und langsam sank die schwere Dampfbarkasse auf das Wasser nieder. Wie alles auf dem Kriegsschiff, war auch die Barkasse zum sofortigen Gebrauch bereit. Die zu ihr gehörige Mannschaft, darunter Maschinist und Heizer, sprangen hinein, zwölf trädere Blaujaden, denen die Abenteuerlust aus den Augen leuchtete.

Nachdem auch Proviant und Munition eingenommen war, der Kessel geheizt, Horst die Instruktion des Kapitäns empfangen hatte und auch ein Maschinen-gewehr an Bord gebracht war, setzte sich die Barkasse in Bewegung und steuerte in die breite Mündung des Jangtsekiang hinein, die von Schiffen, Dampfern und Booten aller Art und aller Nationen belebt war.

„Ich fürchte, Haidebrint kommt zu spät“, wandte sich der Kapitän mit ernstem Gesicht an den nachhabenden Offizier. „Wenn aber die Auführer die deutsche Mission wirklich zerstört und die Deutschen nieder-gemacht haben, dann dürfte das der neuen chinesischen Regierung teuer zu stehen kommen. Ich werde übrigens nochmals an den Gouverneur von Hankau tele-graphieren.“

(Fortsetzung folgt.)



Es ist nicht genug, zu wissen, man muß auch anwenden.
Goethe.

So ändern sich die Zeiten.

In dem in Neapel 1879 erschienenen Blatt „Gianfolla“ fand sich untenstehender Artikel. Er ist übersetzt von Ewald Johann, einem Herrn, der mit italienischer Sprache und mit italienischen Sitten durchaus vertraut war.

Dezember 1879.

„Es ist unnütz, sich noch Illusionen hinzugeben und die Augen vor dem Glanz der Wahrheit zu verschließen. Wir haben eine englische Frage in Italien. Wir sind auf dem Punkt angekommen, daß, wenn wir noch 3 bis 4 Wochen schweigen, wir riskieren, unser Vaterland wegen forcierter Expropriation zum öffentlichen Verkauf ausgestellt zu sehen. Die reisenden Engländer sind seit einiger Zeit gegen uns. Diese Herren, lang wie ein Tag ohne Brot, mager wie ein Blitzableiter, fleischlos wie ein Rennpferd nach 25jährigem Dienst, diese schlaffen Damen, gelb wie Safranläse, mit Füßen (Gott verzeih mir die Sünde), welchen Pantoffeln des heiligen Karl von Arona als Steigbügel gedient hätten, kommen zu uns mit geschwollenen Eingeweiden und weisheitvollen Mienen und sehen uns von der Seite an wie Leute, denen man nicht gern zu nahe kommt. Genötigt, in Italien zu reisen, um zu sparen, beschneiden sie die wenigen Centimes der Pension und der möblierten Zimmer. Diese Kinder des Rebells sind in ihrer Überzeugung schließlich dahin gelangt, daß Italien eine Sukkursalie von England sei und sie sich hier ganz zu Hause fühlen könnten. Unsere Sonne ist ihnen nur eine Aufheizung, für Rechnung der englischen Schatzkammer in der Luft gehalten; unsere blühenden Wiesen, unser grünes Land, unsere Küsten, mit Oliven und Palmen gekrönt, sind nur Abfälle britischer Fabrikation, hierhergeschickt, um zum Vergnügen und Vorteil von Lords und Ladies mit kurzem Atem vermietet zu werden. Unsere Monumente, unsere alten Tempel, die Wunder der italienischen Kunst, sind englisches Eigentum, und wir sind nur die Wächter, die Portiers, die besoldeten Lehrer, beauftragt, alles recht reinzuhalten und von Zeit zu Zeit zu lüften. Es unterliegt keinem Zweifel mehr: in Italien sind zu viele Italiener, und dabei haben sie den häßlichen Fehler, daß sie sich Herrn im eigenen Hause fühlen, daß sie gewisse Arbeiten vornehmen, ohne um Erlaubnis zu fragen, daß sie leben wollen, wie es ihnen gut dünkt, Straßen eröffnen und absperrn, zerstörte Gebäulichkeiten wiederherzustellen, einen Garten anlegen, eine Straße über irgend einen Abgrund bauen, einen großen Platz anlegen, wo früher enge schmutzige Straßen waren. So lebt denn wohl, malerische Wirkung nach englischem Geschmack, Tradition, Nützlichkeit und Zuverlässigkeit der Baedeker und sonstiger Handbücher.

Die Verkäufer von kleinen Kaffeemühlen, Fabrikanten von Scheren und Stahlfedern, Erfinder von Aufknackern und Schleifmaschinen, die kleinen Schneider, Schuster, reichgewordene Fürstenthener, all dieses Volk, welches das größte Kontingent zur englischen Auswanderung liefert, fühlt sich in seiner Eigenliebe verletzt, gereizt, nicht mehr den richtigen Maßstab zu seinen Zerstreungen zu besitzen, als Entschädigung für die 3 bis 4 Franken 60 Centimes, um welche es täglich seine Börse erleidet. In früheren Zeiten, als eine Reise von England nach Italien sehr viel kostete, als man auf Segelschiffen fuhr und die Postkutsche benutzte, waren die Engländer, welche bis hierher kamen, alle reiche Leute und wohlgezogen. Sie waren sich bewußt, den Unterricht in der Lebensart, dem guten Geschmack und künstlerischem Verständnis, welchen sie in Italien genossen, nie hoch genug bezahlen zu können, sie verweilten stundenlang ganz verblüfft und erstaunt, sie hüteten sich wohl als Sachverständige zu äußern über Dinge, denen sie nicht gewachsen waren, aus Furcht, sich Lächerlichkeit zu machen und für anmaßend und roh zu gelten. Heutzutage, da diese Ausflüge zu reduzierten Preisen gemacht werden können, Rundreisen mit 50 Prozent Rabatt, großen Vergnügungstouren in zahlreicher Gesellschaft hin und zurück per Eisenbahn, besucht man Italien, um zu sparen. Die Willeinhaber gehören zur mittleren Bürgerklasse, zum Handel zweiter Hand, zur Industrie 3. Klasse und Ladenbesitzer, Trödler, Hausierer, Kommissionäre, alle, welche im Kleinen laufen und verkaufen, welche große Ansprüche für wenig Geld machen, diese sind es, welche sich breit machen, die großen Herren spielen, dogmatisieren, Regeln vorschreiben, Gesetze diktieren, große Worte machen und sich das Recht anmaßen, uns Lebensart zu lehren. Diese sind es, welche uns die Titel „Gretin,

Barbar, Vandalen und Dummköpfe geben und an Europa appellieren, um unsere Verdammung auszusprechen und zu erklären, daß wir unser Eigentumsrecht verschert haben zum Vorteil der Londoner Pflastertreter oder Manchester Knoten.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Französische „Wilder aus Österreich“. Ein französischer Schweizer veröffentlicht im „Journal des Débats“ die folgenden Eindrücke einer Reise durch die Donaumonarchie: „Am Bahnhof in Feldkirch muß alles den Zug verlassen. Einige Soldaten mit aufgefingtem Bajonett stellen die Reisenden in Reihen auf. Jeder Fremde wird einzeln mit seinem Namen aufgerufen, und ein Offizier stellt die Identität fest, worauf die Passagierscheine ausgehändigt werden. Auf der Weiterreise erblickt man längs des Schienenweges in gewissen Abständen patrouillierende Wachtposten. Die Preise im Speisewagen sind trotz des Krieges nicht erhöht worden. Nachts taucht ein Komplex langer Baracken in der Landschaft auf. Es ist ein Gefangenlager, in dem sich 20 000 Russen befinden. Das Ganze sieht wie ein ungeheures Dorf aus. Gerade, reinliche Straßen, elektrische Nadelampen; in der Mitte erhebt sich die Silhouette einer hübschen Kirche. Man empfängt im Vorbeifahren den Eindruck, daß das Lager sehr gut eingerichtet und eingeteilt ist. Endlich fährt der Zug in den großen Wiener Bahnhof ein. Im Straßenleben Wiens scheint sich kaum etwas geändert zu haben. Die Preise in den Gasthäusern sind dagegen merklich gestiegen. Bei Bezahlung der Rechnung wird auch ein Schein des roten Kreuzes vorgelegt, für den man die erbetene kleine Summe entrichtet. Besonders die Lokale im Zentrum der Stadt können sich nicht über Mangel an Gästen beklagen. Die Theater sind ausverkauft. Selbst die Kabarets kommen trotz allem auf ihre Rechnung. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß das Spaziergehen in den Straßen Wiens sehr angenehm ist. Überall herrscht bewegliches Leben; die Zahl der Fußgänger ist groß, während der Wagenverkehr eingeschränkt wurde. Der Verkehr der elektrischen Bahnen ist ebenso gut geblieben wie früher. Überall, im Prater, auf dem Graben, auf der Ringstraße, sieht man eine Menge der verschiedensten Leute. Die schönen Wienerinnen tragen die Mode der kurzen Faltenröcke. Manchmal vernimmt man plötzlich laute Rufe: es sind die Zeitungsverkäufer und -verkäuferinnen mit den neuesten Nachrichten von den Kriegsschauplätzen. Gewiß sind viele Bedingungen des Lebens durch den Krieg beeinflusst worden. Aber Wien bietet keineswegs das Bild einer verlassen Stadt...“

Petersburger Sturmzeichen. Die unheimlich dumpfe, düster drohende Stimmung, die gegenwärtig in Petersburg herrscht, wird in einem auch die materielle Not der Bevölkerung scharf beleuchtenden Aufsatz des „Njetich“ geschildert, dessen Inhalt wir wiedergeben: In den Straßen macht sich ein beängstigendes Geräusch fühlbar; es ist kein Schreien und Klagen, sondern ein dumpfes Murren und Summen. Man streift nicht mehr über das Schicksal der Moskauer Kongreßbeschlüsse, nicht einmal mehr über die Frage der Wiedereinberufung der Duma und über die Maßnahmen, die dazu getroffen werden müßten. Die Ereignisse überstürzen sich ja so schnell, daß die Neuigkeiten des neuen Tages die Sorgen und Streitfragen des eben vergangenen verdrängen. Das Leben steht nicht still, sondern hat bei uns jetzt ein so überhäuftes Tempo eingeschlagen, daß die Menge nur eine ungewisse Empfindung, keine klare Vorstellung davon hat. Wandert man durch die Straßen der Hauptstadt, so gewinnt man den Eindruck, daß sich ihr Bild in den letzten Tagen wesentlich und entscheidend gewandelt habe. Wie hätte wohl früher die Polizei Volksansammlungen in Petersburg geduldet? Sie waren auch gar nicht üblich, und jetzt sind sie die alljährliche Erscheinung. Sogar auf dem Newsky-Prospekt kann man die Haufen dichtaneinandergebrängt sehen. Noch in der vorigen Woche sah man Flüchtlinge, zu wirren Knäueln geballt, die so grell von dem gewohnten ruhigen Eindruck des Newsky-Prospekts abstachen. Jetzt sind keine Flüchtlinge mehr in der Hauptstraße anzutreffen, aber an ihre Stelle sind andere Typen getreten, Gestalten und Erscheinungen, die sonst eher überall anders als gerade dort ihre Versammlungen abzuhalten pflegten. Diese neuen Volksmassen, die nun Petersburg überfluten und bis in sein Herz eindringen, setzen sich aus

Männern und Frauen, aus Greisen, Jünglingen und Kindern zusammen. Alle Berufe, alle Stände sind hier vertreten. Alles sind Leute, die der Hunger treibt, die unter der Teuerung stöhnen und murren und sich für einige Stunden hier aufstellen in der Erwartung, zu den Läden zugelassen zu werden, wo 1 Pfund Zucker, Tee oder dergleichen mehr verkauft werden soll. Je knapper die Lebensmittel in Petersburg werden, je drohender das Gespenst der Not an allen Ecken und Enden seinen graußigen Schatten erhebt, desto stärker wird die Erregung in diesen dumpf gehaltenen Menschenhäufen, desto wilder erklingt der Schrei nach Abhilfe, macht sich die Forderung geltend, daß Vorräte herbeigeschafft werden müssen. Die Menschen, die hier stundenlang so tatenlos beieinander stehen, wühlen sich immer mehr hinein in den Gedanken an sich selbst, an ihre persönlichen Bedürfnisse, an ihre Not. Ihre Stimmung wird immer düsterer und anklagender — und darin liegt augenblicklich eine große Gefahr für den Staat. Und Abhilfe ist fern und weit im Feld. Anstatt der Organisation, von der so viel geredet wird, die uns unbezwingbar machen und dem Feind eine einmütige überwältigende nationale Kraft entgegenstellen soll, greift immer mehr Zersplitterung und Auflösung um sich. Und das traurigste hierbei ist, daß wir lediglich durch eigene Schuld zu diesem Zustand gelangt sind. Wäre bei uns tatsächlich ein Mangel an Lebensmitteln vorhanden, so würden alle bereitwillig das geforderte Opfer auf sich nehmen, wie es ja mit all den anderen schweren Opfern des Krieges der Fall ist. Aber Rußland hat ja Überfluß an Lebensmitteln, wie man ruhig behaupten darf. Wäre die richtige Verteilung und Organisation da, wir könnten nicht nur selbst satt werden, sondern auch unsere Verbündeten satt machen, wenn der Durchgang durch die Dardanellen offenstände. Die furchtbare Krisis in der Ernährung, die sich an vielen Orten und selbst in der Reichshauptstadt geltend macht, hat nur in der Planlosigkeit, in dem völligen Mangel einer Organisation ihren Grund. In Moskau hat man z. B. die Studenten der Universität dazu angehalten, den Holztransport zu besorgen. Anstatt die akademische Jugend dem Militärdienst zuzuführen, wie in einer Ministerkonferenz beschlossen wurde, wird sie zu groben, niedrigen Arbeiten herangezogen, als ob dafür keine anderen Leute mehr vorhanden wären. Vier Monate sind bereits verflossen, seitdem eine Beratung die andere jagt, die alle den Zweck haben, für den Kriegsbedarf und für die Volksernährung zu sorgen. Unterdessen wartet das Volk mit fieberhafter Spannung auf die sogenannte Erneuerung der Gewalt, die es von allen Bedrücknissen befreien soll. Nur auf dem Gebiet der Kriegsführung ist einiges geschehen, sonst ist nichts um ein Haar besser oder anders geworden, und die Vorbedingungen zur Aufrechterhaltung des normalen Lebens sind heute genau so wenig vorhanden wie vor Monaten. Im Gegenteil: es ist schlimmer geworden. Und ein Straßenbild, wie das auf dem Newsky-Prospekt, muß als ein Sturmzeichen aufgefaßt werden, vor dem man sich in Acht nehmen soll.

Destille und Klub im Londoner Kriegsleben. Eine englische Polizeiverordnung, die dieser Tage in Kraft tritt, verbietet allen trinkfreudigen Londoner Bürgern hinfür eine „Runde“ zu zahlen. Diese Bestimmung und die anderen Londoner Alkoholverbote sind, wie einer Schilderung des englischen Berichterstatters des „Journal des Débats“ zu entnehmen ist, durch die immer schlimmer gewordenen Zustände in der englischen Hauptstadt hervorgerufen. Es ist bezeichnend, daß die alkoholfeindlichen Aufrufe an die Männer und Frauen gerichtet sind. Denn die Trunksucht hat gerade unter den Londoner Frauen während des Krieges reichende Fortschritte gemacht. Vom Morgen bis zum Abend sah man Frauen in die Destillen eilen. Erst unlängst wurden vier noch junge Frauen der Arbeiterklasse sinnlos betrunken von der Polizei in einem Schanklokal angetroffen. Zwei dieser Frauen trugen Wickelbinder auf den Armen, und drei kleine Kinder kletterten sich an ihre Röcke. Derartige Bilder sind täglich in den verschiedensten Stadtteilen zu sehen. Es gibt wenige Destillen, vor denen kein Kinderwagen mit einem verlassenem Babi wartet, während die Mutter sich eine „Stärkung“ zuführt. Die neuen Alkoholverbote betreffen aber auch die Hotels, Gasthäuser und Klubs. Hier gilt die Verordnung, daß man nur Leute, die man zu einer Mahlzeit eingeladen hat, auch zum Wein- oder Whiskygemisch auffordern darf. Diese Bestimmung ist allerdings sehr unvollständig, da nicht ausae-

sprochen ist, was unter dem Begriff „Mahlzeit“ zu verstehen ist. Muß eine Mahlzeit aus Suppe, Fisch, Fleischspeise und Nachschüsseln bestehen? Oder berechtigt der Genuß eines belegten Brötchens oder eines Apfels zu einem fröhlichen Trinkgelage? Darf man einem Freund, dem man ein Stückchen Käse vorgesetzt hat, auch eine Flasche Wein anbieten? Diese und ähnliche juristische Fragen bilden in den Londoner Lokalen gegenwärtig den Mittelpunkt der Gespräche. Das Klüßleben hat auch in anderer Beziehung eine durch den Krieg verursachte schwere Krise zu bestehen. Durch die Abwesenheit zahlreicher im Kriegsdienst stehender Klubmitglieder sind die Klubeinnahmen stark vermindert worden, während die Kosten infolge der herrschenden allgemeinen Teuerung erheblich gestiegen sind. Auch mußte das männliche Dienstpersonal zum großen Teil durch Frauen ersetzt werden. Und diese neuen dienstbaren Geister weiblichen Geschlechts tragen durch ihre Ungeübtheit nicht wenig dazu bei, die Kriegsfreudigkeit in den Londoner Klubs merklich herabzustimmen.

Das Ende der ältesten französischen Zeitung. Die „Gazette de France“, die, wie bereits gemeldet, am 1. Oktober ihr Erscheinen infolge von durch den Krieg bedingten wirtschaftlichen Schwierigkeiten einstellte, war die älteste französische Zeitung, oder genauer gesagt, die älteste regelmäßig veröffentlichte Zeitschrift, da ihre Ausgaben anfänglich jeden Samstag erschienen. Die „Gazette de France“ wurde von dem Arzt Léophraste Renaudot ins Leben gerufen, dem die französische Öffentlichkeit die Gründung zahlreicher der Allgemeinheit dienlicher Unternehmungen verdankt. Auch die erste Kellameinrichtung der „kleinen Anzeigen“, sowie das erste französische Stellenvermittlungsbureau stammen von Renaudot. Zu jener Zeit gab es bereits mehrere sogenannte „Neuigkeitsblätter“, aber Renaudot gründete das erste französische Blatt, das den Namen Zeitung verdiente. Es ist bemerkenswert, daß das Blatt, das infolge des Krieges verschwinden mußte, seine Tätigkeit mit der Veröffentlichung einer Kriegsrichtigkeit begann. Die erste, am 30. Mai 1631 erschienene Nummer brachte die Meldung, daß der König der Perser mit 15 000 Pferden und 50 000 Mann Fußvolk zwei Tagereisen entfernt von der Stadt Babylon lagere und daß „in Österreich, Schlesien, Böhmen und Bayern die Kriegsteile ausgehoben werden“. Die „Gazette“, die von Richelieu und Mazarin gefördert wurde, zählte selbst Ludwig XIII. zu ihren Mitarbeitern. Am 1. Januar 1793 wurde sie das offizielle Organ der Regierung; hinfür erschien sie wöchentlich zweimal. 30 Jahre später, am 1. Mai 1793, wurde die „Gazette“ schließlich in eine Tageszeitung umgewandelt. Die „Gazette de France“ kann den Ruhm beanspruchen, von allen Zeitungen der Welt diejenige zu sein, die am längsten ohne Veränderung ihres Namens erschien.

Die neuesten Pelzmoden haben ein völlig verändertes Gepräge erhalten gegenüber jenen, die wir in den letzten Winterhauptzeiten gewohnt waren. Die herrschende Vorliebe für militärisch geschlossene Kragen erstreckt sich neuerdings auch auf die Pelze, welche als wärmende Fülle um Hals und Schultern dienen sollen. Das neueste, außerordentlich reizvolle Modell derselben ist eine kleine Pelserine mit abstechendem Stuartkragen, meist andersfarbig, jedoch stets mit Pelz gefüttert und im Rücken bis zur Taille spitz verlaufend. Eine andere Neuheit sind Stolaenden, vorn nur bis zur Taille reichend, die nach oben wie unten, rings um den Hals, mit handbreitem, welligem Pelzvolant umgeben sind, so daß der Hals bis an die Ohren darin versteckt ist und andererseits Schultern und Nacken damit geschützt werden. Als recht gefällige Neuverung der Pelzmode sind auch kleine Wolerojackchen von langhaarigem schwarzen Plüsch erschienen, denen Ärmel von gleichem Stoff gleich angeschnitten sind, die ebenso wie Jäckchenrand und der aufrechtstehende Kragen eine abstechende Umrandung von Edelpelzen zeigen. Sehr viel werden heuer zu allen Schulterpelzen passende Mütchen getragen, so daß also alle drei, Krage, Muff und Mütze, völlig harmonisieren. Die Form dieser kleidsamen Kopfbedeckung ist wieder vorwiegend militärisch. Männen- und Frauenmützen, österreichisches Käppi und eine Art Schildmütze, völlig aus Pelz, wetterfeiern miteinander um die Gunst der Frauenwelt, der sich diesen Neuheiten gegenüber noch ebenso abwartend verhält, wie angesichts der kleinen, nein — man möchte fast sagen — winzigen Muffen. Die Form ist entweder rund walzenartig oder in der Mitte tonnenartig erweitert und an den Seiten nur so weit, daß die Hände gerade hineinzuschlüpfen vermögen. Vom meist leuchtenden Seidenfutter tritt an den neuesten Schöpfungen dieser Art nichts mehr „zutage“, auch an den natürlich noch immer getragenen großen Taschenuffs darf es nicht mehr abstechend gehalten sein.